

Lob der kleinen Landschaft

Zur Aufführung eines neuen Mundartstücks von Franz Pretz in Glogowatz

Es ist wohl in den meisten Fällen so, dass Mundartliteratur Heimatliteratur voraussetzt. Indem sie sich sprachlich an einen genau umgrenzten, also an einen sehr konkreten Leserkreis wendet, muss sie notgedrungen auch thematisch diesen Raum angehören, muss glaubhaft bleiben und den Gebrauch der Mundart dadurch erst rechtfertigen, indem sie ganz ihrer Landschaft angehört. Übersetzungen aus der Mundart sind selten und letzten Endes auch nur für den gleichen heimatlichen Raum von Interesse. Man könnte demnach, mit einem kleinen Schuss Heiterkeit behaupten, dass sie Mundartliteratur landschaftlich „national“ sein muss, wobei sich die Landschaft eher verkleinern als vergrößern lässt. Sie reduziert sich bei uns selten auf ein Dorf, ja in einzelnen Fällen (Sachsen und Landler etwa) teilt sie selbst dieses.

Was wir Heimat nennen

Betrachten wir die Mundartstücke, die in den letzten Jahren im Banat entstanden sind, so finden wir, dass dieses schwierigste literarische Genre eher mehr als weniger den einleitend angeführten Feststellung verhaftet ist. Das „nationale“ Element bezieht sich hier nicht nur auf Sprache und Thematik, sondern weitgehend und selbstverständlich auch auf die Kostüme, das Bühnenbild, ja sogar auf das unmittelbare Spiel, auf die Art, Freude, Leid oder Überraschung zum Ausdruck bringen zu wollen. Diese Beziehung überträgt sich hier unprogrammiert vom Autor zum Darsteller und von der Bühne in den Saal. Es ist bemerkenswert, dass diese Stücke in der Regel erfolgreich aufgeführt werden. Dieser Umstand sollte bei jeder kritischen Auseinandersetzung mit diesem Thema berücksichtigt werden.

Franz Pretz berücksichtigte in seinem am letzten Samstag und Sonntag erfolgreich erstaufgeführten Mundartstück „Die richtichi Leit uf'm richtiche Platz“ diese Beziehung bis ins Detail. Er schrieb vor allem ein Stück für die Glogowatzer, für seine Landsleute, unter denen er lebt, und zwar gerne lebt. Man spürt es die drei Stunden währende Aufführung hindurch unmissverständlich, dass er hier zu Hause sein will, unter diesen Menschen und in dieser konkreten Situation der unmittelbaren Gegenwart, denn erst beides zusammen, die menschliche Gemeinschaft und das Heute, machen das aus, was wir Heimat nennen können. Und das zeichnet dieses Stück vor ähnlichen Versuchen der letzten Zeit aus, dass es genug fest in der erlebten Welt fassen will, von vornherein eine nicht mehr existente, bereits legendäre schwäbische Welt ablehnt, die sich sonst noch immer so gern anbietet. Pretz will nicht nur unterhalten, also erheitern oder rühren, bei ihm ist die Atmosphäre nicht Endzweck, sondern Mittel zum Zweck. Alles, was wir bei ähnlichen Stücken finden (womit das Publikum erreicht wird), das alles finden wir auch bei Pretz: urwüchsigen Humor, echtes Milieu, naive Fabel. Aber Pretz stellt alles in grössere Zusammenhänge, die er in die kleine Mundartlandschaft einkleidet, nur um sie begreiflicher zu machen. Hier hat der Glogowatzer Autor sogar den beiden einheimischen Mundartstücken, die zur Zeit auf dem Spielplan des Temesvarer Deutschen Theaters stehen, etwas voraus. Und wenn es bisher eine besondere Beachtung wert war, dass unsere wieder auflebende Mundartliteratur zum guten Teil noch immer von Nicht-Schriftstellern gemacht wird, so muss es uns jetzt etwas wert sein, dass dieser Versuch der Aktualisierung unseres Repertoires für die Laienbühne so unmittelbar von ihr selbst ausgeht.

Ummünzen ins Konkrete

Pretz ist freilich kein Debütant, Stücke von ihm wurden in unseren Dörfern wiederholt gern gespielt. Hingegen ist er ein Autor geblieben, dem es in erster Reihe darauf ankommt, seine Rechnung im eigenen Dorf aufgehen zu sehen. Der Erzieher (Pretz ist als Physik-Professor an der Allgemeinschule in Glogowatz tätig) zieht messbare Ergebnisse vor. Das etwa, dass es

gelingen ist, der Temesvarer Berufsbühne eine regelmässige Spielzeit von zwei Aufführungen im Monat in Glogowatz zu sichern.

Was der Autor diesmal mitteilen will, ist nicht neu. Gegen die Landflucht wird bei den Banater Schwaben schon seit hundert Jahren gewettert. Neu ist bei Pretz, dass es ihm dabei nicht um die Konservierung patriarchalischer Zustände geht, sondern um die Erfüllung einer gesellschaftlicher Pflicht. Originell ist auch nicht der Einfall, einen Tierarzt in der Stadt als kleinen Schreiber sein Brot verdienen zu lassen und durch die Attacke des Grossvaters und zufällige Vorfälle schliesslich doch zur Besinnung zu bringen. Geradezu aufreizend ist hingegen, wie der Autor sein Anliegen an den Zuschauer heranzutragen weiss. Er geht dabei von einem Zeitungsartikel aus, in dem beanstandet wird, dass ausgebildete Fachleute sich weigern, auf dem Lande zu arbeiten. Vielleicht hätte man alle daran anknüpfenden Betrachtungen mit einem zwar bestätigenden, sonst aber gleichgültigen „So ist das halt“ hingenommen, hätte der Autor nicht schon im ersten Akt darauf hingearbeitet, sein Publikum dafür empfänglicher zu machen, indem er das Problem ins Individuelle umkehrt, in die eigene Erlebniswelt jedes einzelnen hineinrückt. Es ist an Johanni, der Vater feiert seinen Namenstag, aber er feiert ihn still und allein mit seiner Frau, denn das "Nescht is leer“, Sohn und Tochter leben in der Stadt, sind „herrisch“ geworden. Dennoch lässt sich der Sohn, kaum dass er fünf Minuten wieder im Haus ist, die Schweine des Vaters zeigen. Denn irgendwo bleibt eine Sehnsucht zurück nach einem anderen Leben, und die wunde Stelle einer unerfüllten Aufgabe. Und wenn Pretz den Grossvater vorrechnen lässt, was die Ausbildung eines Studenten kostet, so geschieht das mit einer bäuerlichen Gegenständlichkeit, für die 50 000 Lei erst dann richtig eingeschätzt werden, wenn sie umgemünzt werden in entsprechend viele Meterzentner Weizen.

Alle sind beteiligt

Mit diesem Thema verlässt Pretz eigentlich die Glogowatzer Landschaft. Das Problem ist allgemein, aber es bezieht sich darum nicht weniger auch auf Glogowatz. Und das ist das Anliegen des Autors, es begreiflich zu machen, dass uns das alles etwas angeht, dass niemand ausserhalb der Ereignisse steht. Die Verwendung des Dialekts geht zum guten Teil auf dieses Anliegen zurück. Pretz aber geht in seiner Rückbeziehung auf das Lokale viel weiter: er nennt Leute und Strassen beim Namen, lässt also seinen Zuschauer sich in einem sehr konkreten Raum zurechtfinden; er stellt eine echt schwäbische Bauernstube auf die Bühne, original bis auf die Spitzentücher, die Vorhänge, bis auf die Familienporträts an den Wänden. Nie soll auch nur streckenweise der Gedanke aufkommen: Das geht uns nichts an. Dementsprechend ist auch der Beitrag der Darsteller die Pretz (er führt auch Regie und spielt den Grossvater) glogowatzerisch sein lässt in Sprache, Tracht und Rollenauffassung. Nicht zum Schaden der Vorstellung. Die Bäsl Wawi (Sophia Hack) war glaubhaft bis ins Detail, und der angeheiterte Vetter Baschtl (Sepp Kern) ging so unbekümmert mit seiner Rolle um, als stünde er seit jeher im Rampenlicht und nicht als Tischler im Arader Drehbankwerk. Martin Kessel als Vetter Hans und Elisabeth Janson als Bäsl Lene ergänzten trefflich das Spiel; die jüngeren Darsteller (Anna Kern, Franz Porst, Barbara Weiss, Johann Schilp) sowie auch die übrigen Mitwirkenden (Sepp Engelhardt, Hans Wieser, Hans Merle, u. a.) waren bemüht, Schritt zu halten.

Wenn man an den zwei Abenden die zwei vollen Säle miterlebte, so wird man anerkennen müssen, dass Pretz mit seinem Stück alles erreicht hat, was er erreichen wollte. Welchen Platz das Stück in unserer Mundartliteratur und die Aufführung in unserer Massenkunstabewegung einnehmen werden, ist vorerst nicht einmal so wichtig (wenngleich beides einer Prüfung darauf hin standhält). Wichtiger ist, dass in einem Dorf wie Glogowatz ein abendfüllendes Mundartstück geschrieben und aufgeführt werden konnte, vor tausend Zuschauern aufgeführt. Hier ist ein ganzes Dorf beteiligt, ganz unmittelbar. Da waren grössere Schulkinder, die als Platzanweiser tätig waren, da war eine Frau, die ihre Stube buchstäblich ausräumen und auf

der Bühne wieder aufstellen liess, da waren Laienspieler, die ihre Rollen nicht nur spielten, sondern diskutierten und letzten Endes das Stück nicht unwesentlich mitschrieben. In diesem Bewusstsein der Mitbeteiligung sieht man einer Aufführung allerdings anders entgegen, als wenn man zugereist mit einem offenen Notizblock im Saal sitzt. Man könnte geradezu schlussfolgern, dass dieses aktive Erleben des Theaterabends erst Stück und Absicht rechtfertigen. Und darauf, denken wir, lässt sich in Glogowatz noch sehr viel aufbauen.

Franz H u b e r t

Quelle:

Zeitung „*Neuer Weg*“, vom 13.02.1970, Seite 4

Transkription: Erwin Kilzheimer